

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 12. — Sonntag, den 20. März 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Eine Jugendherberge in Rittersgrün.

Von Horst Berger, Dresden.

Kommt man das Böhmlatal heraufgewandert, hat Böhla und Globenstein hinter sich gelassen und will eben durch Rittersgrün weiter ziehen, sieht man rechter Hand der Bahnstation Unterrittersgrün in dreiviertel Höhe des Hanges ein schmuckes Häuschen liegen. An drei Seiten umgibt es Wald und Busch und nur nach dem Tale hin führen freie Fluren hinüber nach dem Ochsenkopf. Dieses Häuslein hat der Bezirksverband Schwarzenberg zum Besten der Jugendfürsorge errichtet. Eine Bezirksjugendherberge ist es, und zwar eine, die dem Sinn der Jugendbewegung und -pflege entspricht. Es tut einem wohl, daß hier, wo noch die Natur in urtümlicher Weise dem Blick und Sinn sich darbeut, ein Bau entstanden ist, der nicht modernem Luxus dient, sondern den wandernden Jüngens und Mädels, die die Natur erleben wollen, ein Asyl gibt.

Mit seinem steinernen Grundbau und seinem Dach und Giebel aus Schindeln steht das Gebäude da. Eine große Spielwiese vor ihm gibt Platz für Volkstanz und Jüngenspiele. Eine Rohsteinmauer, mit dreierlei Alpenpflanzen begrünt, begrenzt auf der einen Seite den Vorhof. In diesem ein Brunnen und grüne Rasenflächen mit jungen Bäumen inmitten der breiten Wege. Eine breite Treppe führt uns durch zweifantige farbige Holzsäulen, die ein schützendes Portalbaldach tragen, zur Pforte, die sich gastlich öffnet und in ein gemütliches Heim führt. Sie läßt uns auch sogleich in den schönsten Teil eintreten, in die geräumige Vorhalle. Es wäre müßig, alle Einzelheiten aufzuzählen, die von der bis ins kleinste stilsicheren Arbeit sprechen. Und doch verdient dies und jenes besondere Erwähnung. Farbenfreude ist das Grundmotiv des Raumes. Dunkel gebeizte Holztäfelung und gemalte Wand charakterisieren ihn und werden ergänzt durch hölzerne Beleuchtungskörper, Bilder und Möbel. Eine breite Holzfreitreppe mit Geländer führt hinauf zum ersten Stockwerk, in dem ein dreiviertel Umgang in die Vorhalle hinabblenden läßt. Diese ist also zwei Stockwerke hoch und ist im Erdgeschoß von den Aufenthalts- und Garderoberräumen und im ersten Stock von den Schlaf- und Waschräumen umgeben, wozu noch die Wohnräume und Küche des Herbergswalters kommen. Sie verdient mit Recht den Namen „Schöne Halle“. Die Deckenbemalung führt den Beschauer ins Märchen- und Sagenland und damit hinaus aus der Haft des Alltags. In gotischen Spitzbögen heben sich die grün gestrichenen, in einfachen Ornamenten abgesetzten Türen wundervoll von den Wänden ab und die beiden Fensternischen mit ihren eingebauten Bänken mit Rückenlehne, Tischen und Stühlen liegen in gedämpftem Licht der Buzenscheiben oder

geben einen weiten Blick ins Freie. Ein Kachelofen in der Art der alten Gebirgsöfen paßt sich dem Stile an.

Die beiden Aufenthaltsräume im Erdgeschoß geben Einzelgruppen Gelegenheit, am Abend plaudernd und singend zusammenzusitzen. Große Fenster geben ihnen Licht. Auch hier einfache jedoch schöne Farben, Möbel und Bilder.

Die beiden Dachgeschosse bergen die Schlaf- und Waschräume. Drei kleinere Schlaffäle im ersten Geschoß und zwei große im zweiten geben bequem 75 Jugendlichen Schlafgelegenheit und können im Notfalle sogar bis zu 100 Personen aufnehmen. Große Waschräume mit muldenförmigen Abflußbecken und Siebwasserhähnen stehen bereit für Morgen- und Abend-

toilette. Alle Räume sind luftig. Die Sonne weckt die Schläfer beizeiten und durch die Fenster haben sie einen weiten Blick in die Berge und Täler der Heimat.

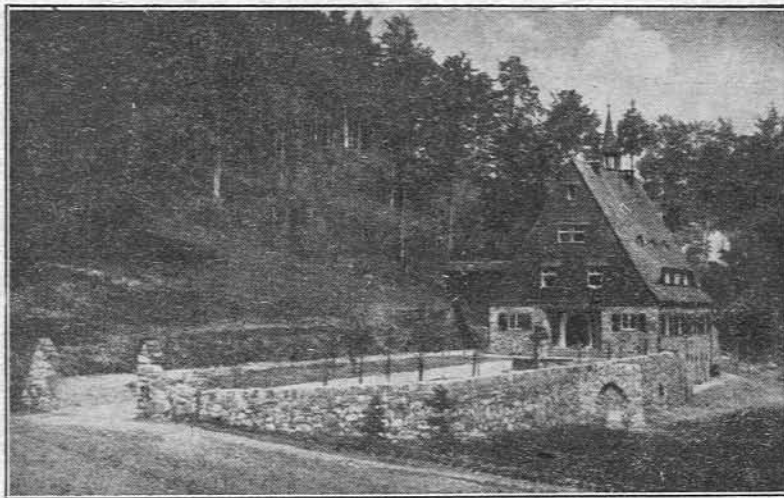
Trotzdem alles in dem Heim modernen Luxus vermeidet und lediglich Einfachheit mit Schönheit verbindet, hat man doch nicht vergessen, sich aller Errungenschaften der Technik zu bedienen, die nützlich für den Menschen sind, besonders in hygienischer Hinsicht. Hierin bietet das Kellergeschoß einen Einblick. In ihm nehmen den Hauptplatz der zweiteilige Bade-

und der Fußbaderaum ein. Jeder Jugendliche hat die Pflicht, sich allabendlich die Füße zu waschen. Ein Abflußbecken mit fortlaufendem Wasserzufluß gibt dazu Gelegenheit. Für die „ganz Keinslichen“ (nur zu wenige noch haben den Sinn richtiger Körperpflege erfaßt) ist ein Bade- und Abtrockenraum da. Durch einen Ofen, der gleichzeitig Wasser für den Fußbaderaum heizt, werden ca. ein Duzend Brausen mit guttemperiertem Wasser versorgt, die mit ihren wohlthuenden Strahlen die wandermüden Körper sich erholen lassen.

Neben dem Badeheizofen ist noch ein Heißluftapparat vorhanden, der vom Souterrain aus die Vorhalle wärmt und die Warmluft, die sich nach der Decke zieht, durch Jalousien in den Türen in die Schlafräume leitet, aus denen sie verbraucht und dämpfig durch den Lüftungsturm (siehe Bild) wieder abzieht.

Elektrisches Licht in allen Räumen, ein Anbau (siehe Bild ganz links), ein besonderes Krankenzimmer, Abstellräume für Fahrräder und Skis, Garderoberräume, Trockenräume sowie neuzeitliche Abortanlagen vervollkommen die Anlage in jedweder Hinsicht.

So ist es denn ein Wunder, daß in dem 1925 so mit Schwierigkeiten (durch Maurerstreik usw.) gebauten und vor Jahresfrist (7. 2. 26) geweihten Haus bisher schon über 4300 Gäste



Die Jugendherberge in Rittersgrün.

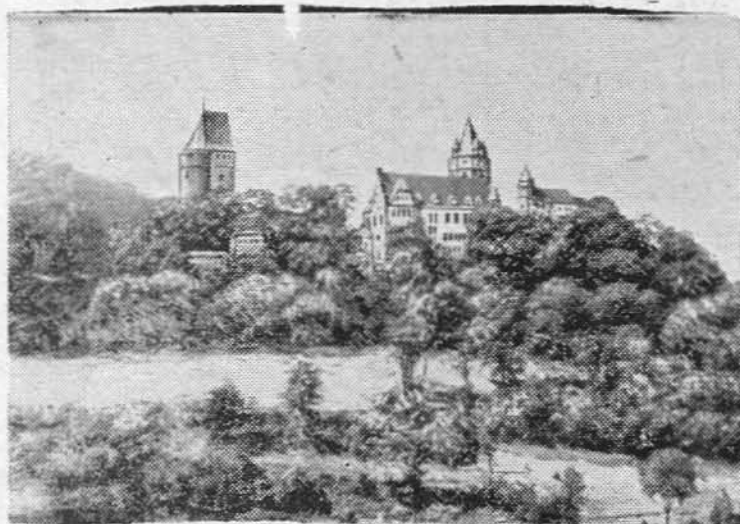
geweiht und wie das Gästebuch zeigt, sich wohl gefühlt haben. Man sagt nicht zuviel, wenn man die Rittersgrüner Herberge als vorbildlich bezeichnet. Seinen Schöpfern gehört ein Wort des Lobes und des Dankes. Sei es nun dem Bezirksverband für die Finanzierung, dem Fabrikbesitzer Herrn Breitsfeld für die Stiftung des Grundes und Bodens und die Ausführung aller Holzarbeiten, dem Architekten Herrn Adler-Schwarzenberg für seinen glänzenden Entwurf des Bauplans und der Innen-Architektur, Herrn Studienrat Hofmann für seine Entwürfe der Malerarbeiten (bes. Deckengemälde der Vorhalle) und seiner Frau für die Anfertigung der kleinen Beleuchtungskörper (Laubsägearbeiten mit Eolienstoffeinlagen) oder den Schenkern der Bilder (sämtlich fast Originalzeichnungen, -drucke und -stiche); und nicht an letzter Stelle dem tüchtigen eifrigen Herbergsvater und seiner Frau, die mit der Aufrechterhaltung der Ordnung viel Mühe und Sorge haben, aber trotzdem mit ihrem Rindl ein beschauliches Dasein dort oben führen. Es ist deshalb auch recht und billig, daß sich jeder, der dort weilt, der fest normierten Herbergsordnung unterwirft, und daß nicht, wie es auch leider schon vorgekommen ist, Arbeitslose wie die Vandalen dort hausen.

Mag die Herberge viele Racheiferer finden, sie wird dadurch im rechten Sinne tatvoll zum Besten unseres Volkes wirken, indem sie mithilft, ein starkes Geschlecht aus unserer Jugend heranzuziehen.

Die erste Jugendherberge des Reiches.

Auf Burg Altena in Westfalen.

Von dem Lehrer Schirrmann in Altena in Westfalen, dem jetzigen ersten Vorsitzenden des in ganz Deutschland verbreiteten Verbandes für deutsche Jugendherbergen, wurde im Jahre 1910 bereits die erste Jugendherberge auf der Burg Altena eingerichtet. Heute noch, da schon eine gewaltige Zahl von Jugendherbergen über das ganze Reich verbreitet ist, gilt Burg



Altena als ein Sammelpunkt der gesamten Jugend des rheinisch-westfälischen Industriegebietes. Die Jugendherberge auf der Burg Altena ist mit aller Romantik alter Burgen erfüllt. So hat man die Burgdiele in ihrem alten Zustand gelassen und auch die Einrichtung aus einfachen hölzernen schweren Tischen und Stühlen dem Burgcharakter angepaßt. Unser Bild zeigt die Jugendherberge auf der Burg Altena in Westfalen.

Die erzgebirgischen Eishämmer.

Die Hammerschmiede gehörten in früherer Zeit zu den Besonderheiten des Erzgebirges. Heute noch ist der Beinamen „Hammer“ bei manchem Orte gang und gäbe. Es muß in der Zeit der Blüte dieser Eishämmer ein gar reges Leben in den Gebirgstälern gewesen sein. Da dampften die Hochöfen, die Gebläse sauchten, und hell erklang der Schall der mit der Hand geschwungenen Hämmer zwischen den vereinzelteren dumpfen Schlägen des großen Hammers, den Wasserkraft in Hub setzte.

Jedes Hammerwerk hatte wenigstens einen Leiter, der ein technisch gebildeter Mann sein mußte, und einen Schichtmeister, dem das Rechnungswesen anvertraut war, während ersterem die technische Leitung des Werkes oblag. Zu dem Hochofen, in welchem der Eisenstein geschmolzen ward, gehörten 1 Steinpocher, 2 Aufgeber, 2 Hochöfner und 1 Schlacken- oder Wascheisenpocher. Ehe der Hochofen anging, wurde durch den Leiter der untere Teil des Hochofens eingebaut, was man Zustellen nannte; früher besorgte dies der Hochofenmeister. Die Arbeit der Hammerschmiede war wohl eine der schwersten und schweißvollsten. Der Aufgeber mußte in die Mündung des Hochofens, wo die Flamme hoch in die Höhe schlug, Kohlen und Eisenstein schütten. Der Arbeiter in dem Frischfeuer stand neben dem Feuer, wo das Roheisen gefrischt und geschmolzen ward, und mußte das glühende Eisen, mehrere Zentner schwer, herausnehmen, auf dem Amboß teilen und die Teile ausschmieden. Während des Schmelzprozesses verdiente ein Hochöfner wöchentlich 3 Taler, ein Aufgeber und Steinpocher 2 Taler. Der Meister erhielt rohes Eisen und Kohlen und mußte dafür eine bestimmte Anzahl Stabeisen liefern. Hatte er Ueberschuß, so war der Gewinn sein, allein er durfte den Ueberschuß nur an den Hammerherrn verkaufen. Lieferte der Frischer nicht so viel Eisen, als er sich verbindlich gemacht hatte, so mußte er das Fehlende bezahlen. Seinen Arbeitslohn erhielt er nach dem Gewichte des ausgebrachten Stabeisens. In dem Zainhammer ward der Arbeitslohn nach der Wage bezahlt, d. h. je mehr Wagen Eisen die Arbeiter auszainen, desto mehr erhielten sie. Da die Hammerschmiede während ihrer Arbeit einer großen Hitze ausgesetzt waren, so war ihre Kleidung sehr einfach. Sie gingen meist nur im blauen Hemde und in leichten Hosen. Das Rohschmelzen im Hochofen, das Toben der Hämmer, das Heulen und Pfeifen der Gebläse und dabei das pausenweise Aufschlagen der Gichtflamme, welches zur Nachtzeit dem Wetterleuchten ähnlich war, die von Kohlenstaub geschwärzten Arbeiter mit starken, ausdrucksvollen Gesichtszügen, Zähnen wie Elfenbein, das Innere der Hände mit hufartiger Rinde, an welche sich die frummen, wenig gelenkigen Finger angeschlossen, kann uns das Gemälde des Dichters versinnlichen, wenn er von der Werkstätte des Vulkan und seiner Cyclopen schreibt. Ein königlicher Hammer-Inspektor führte die Aufsicht über sämtliche sächsischen Hammerwerke, ging den Werksbesitzern mit Rat an die Hand, nahm etwaige Beschwerden entgegen und sah die Betriebstabellen ein.

Das Eisen, welches sich in 12stündiger Schicht im Hochofen angesammelt hatte, floß einem Feuerstrom gleich in einen trogartigen Sandgraben, welches Abfließen „Abstechen“ hieß. Diese Masse erstarrte sehr bald und hieß eine „Ganz“, weil es eine ganze rohe Eisenmasse war. Eine solche Ganz wog 3 bis 4 Zentner. Diese Gänge, sowie überhaupt das Roheisen, wurden, wie erwähnt, verfrischt. Das Walzen der Stäbe geschah, um aus den gefrischten, höchstens nur unter dem „Stirnhammer“ etwas vorgeschmiedeten Eisenmassen die Stäbe herzustellen, oder um die schon unter dem „Aufwerfhammer“ weiter ausgestreckten Kolben oder dicken Stöcke zu verfeinern.

Erzgebirger! Lest Euer Heimatblatt, die „Obererzgebirgische Zeitung“.

Wie Georg Einenkel in Buchholz einwanderte.

Zur Erinnerung an einen bahnbrechenden Posamentier
(Fortsetzung.) des oberen Erzgebirges.

XIII. Georg Einenkel findet in Buchholz gastliche Aufnahme.

Doch nehmen wir nach dieser für die rechte Würdigung Einenkels uns nötig erschienenen Abschweifung den Faden der Erzählung wieder auf. Georg Einenkel wanderte also in Buchholz ein und wurde wohl empfangen. Nur einige Tage wollte er sich aufhalten, seines Auftrages sich zu entledigen, die Verwandten seines Freundes wie seine eigenen zu besuchen und von den Strapazen der Reise ein wenig sich auszuruhen. Er ahnte nicht, daß aus den Tagen Jahre werden würden, daß er nur einmal wieder, und zwar nur auf kurze Zeit, dies Buchholz verlassen sollte, daß er hier den größten Teil seines Lebens verbringen, daß er hier dasselbe beschließen würde.

Die Verwandten seines Freundes, die er zuerst aufsuchte, fand er als wohlhabende Leute. Auch hatte er Gelegenheit gehabt, gleich als er sich bei den ihm Begegnenden nach deren Wohnung erkundigte, die angenehme Erfahrung zu machen, daß sie bei Allen gar wohl gelitten waren, daß sie bei der ganzen Bürgerschaft einer großen Achtung sich erfreuten. Waren doch auch, seitdem vor ca. 50 Jahren, Michaelis 1538, Bastian Thiel durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Stadtrichter gewählt worden war, noch mehrere andere Glieder dieser Familie der gleichen Ehre teilhaftig geworden. Auch die Beiden, welche ihn jetzt als Freund ihres Verwandten mit offenen Armen aufnahmen, Gabriel und Hieronymus Thiel, hatten anfangs der siebziger Jahre dies Ehrenamt bekleidet und würden es noch bekleidet haben, wenn nicht ihr hohes Alter es ihnen nahe gelegt hätte, die Verwaltung des verantwortungsvollen Amtes jungen Kräften zu überlassen. Sie forderten ihn auf, ihr Haus ganz als das seinige anzusehen und bei ihnen zu bleiben, so lange wie er nur wolle. Einenkel, den die gastliche Aufnahme der würdigen Alten auf das Wohlthuendste berührte, war freudig bereit, der freundlichen Einladung Folge zu leisten, doch wollte er erst als gewissenhafter Mann das mitgebrachte Schreiben an die richtige Adresse befördern, und so hat er sie, ihm den Weg zu dem Geschäftsfreunde seines lieben vormaligen Meisters zeigen zu wollen. Diese ließen es sich nicht nehmen, ihn selber zu demselben zu führen, und hätten es beinahe übel genommen, daß dieser nach der gegenseitigen Vorstellung und den üblichen Begrüßungsworten, und nachdem er den erhaltenen Brief überflogen hatte, darauf bestand, den wackeren Gesellen für die Dauer seines Buchholzer Aufenthaltes für sich allein in Anspruch zu nehmen. Fischer war der Name des Geschäftsfreundes des Prager Posamentiers, an den Letzterer unseren Einenkel so warm empfohlen hatte. Er war ein ehrlicher, sehr wohlhabender, allgemein geachteter Bürger und Schuhmacher, der außer seinem Handwerke einen nicht unbedeutenden Handel trieb mit Erzeugnissen der Klöppelkunst und der Posamentenindustrie. Dazu war er noch der Bruder des infolge von zwischen der Gemeinde Buchholz und dem Stadtwoigt Moritz am Steig († 20. August 1602) wegen des vom Letzteren gekauften und ihrer Verwaltung unterstellt gewesenen sogenannten Seiffengutes entstandenen Streitigkeiten mit der interimistischen Leitung des Stadtwoigtamtes betrauten Franz Fischer. Dieser Fischer, seinem Berufe nach Kaufmann in Annaberg, wurde ein Jahr nach Einenkels Einwanderung, also im Jahre 1590, zum Mühlenamts- oder Dorfverwalter daselbst und unter dem 7. Juni des folgenden Jahres durch die Gnade des damaligen Churfürsten Christian I. mit einem Gehalte von 100 Gulden an Stelle des freiwillig sein Amt niederlegenden Moritz am Steig zum Buchholzer Stadtwoigt ernannt. 1593 zum Bürgermeister seines Aufenthaltsortes gewählt, bekleidete er das Amt eines Buchholzer Stadtwoigtes bis zum 3. Dezember 1606, letzteres Amt, wie das eines Mühlenverwal-

ters zu St. Annaberg nach eingeholter churfürstlicher Genehmigung seinem Sohne, dem Christophonis Fischer († 1618) übertragend. Er hat sich um Buchholz in seiner Amtstätigkeit als Stadtwoigt große Verdienste erworben. Er hat darauf gesehen, daß die Bäcker das Brot nicht zu klein machten und die Fleischer das Fleisch nicht zu teuer verkauften. Und als er im Jahre 1606 im Gefühle seines baldigen Abscheidens sein Testament aufsetzte, da hat er seinem lieben Buchholz, in welchem sein Bruder und der, wie wir gleich hören werden, in so nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu ihm getretene Einenkel lebten, ein Legat von 100 Gulden ausgesetzt, dessen Zinsen einem Buchholzer Fürstenschüler in der Landesschule Grimma oder in Ermangelung dessen einem anderen Buchholzer Stadtfinde zu gute kommen sollten.

XIV. Wie Georg Einenkel seine künftige Frau kennen lernte.

Es rückte die Essenszeit heran. Die beiden Thiels entfernten sich, unserem Einenkel das Versprechen abnötigend, sie den andern Tag ja wieder zu besuchen.

Friederike Concordia Fischer, des Annaberger Mühlenamtsverwalters und interimistischen Buchholzer Stadtwoigtes Töchterlein, trug im Hause ihres Onkels die Speisen auf. Mit freundlichen Worten begrüßte sie den wandernden Gesellen und hieß ihn auch ihrerseits in Buchholz freundlich willkommen. Dem Jüngling gefiel sie gar wohl. Denn schön war Friederike, das liebe, blonde, schlank, schwarzäugige Mädchen; anmutig, fromm und lieblich, wie so viele ihrer jehigen Namensschwwestern, die durch Fleiß, Häuslichkeit und Sittsamkeit die wahren Röslein im Blütenkranz der holden Töchter unseres Gebirges sind. Denn wahr ist's, was der Dichter gesungen:

Das schönste Land in Deutschlands Gau'n,
Das ist mein Sachsenland;
Wie herrlich ist es anzuschau'n,
Beschrmt von Gottes Hand.
In Freiberg wächst das Silber,
In Meißen wächst der Wein,
Im Gebirg' gibt's schöne Mädchen,
Eine Sachse will ich sein.

Auch dem Mädchen war der sittsame Jüngling nicht gleichgiltig. Lieben doch die Mädchen das Neue, Fremde und Interessante. Und wie interessant und spannend konnte der Jüngling erzählen von den Ländern und Städten, die er gesehen. Wie wurde ihr Mitleid erregt, als er erzählte, was er und seine Eltern um ihres Glaubens Willen hatten durchmachen müssen. Und inniges Mitgefühl mit den Leiden Anderer, ist es nicht einer der Herzensschlüssel, die nie versagen?

Am dritten Tage seines Buchholzer Aufenthaltes ging nun unser Einenkel, begleitet von seinem väterlichen Freunde und den beiden Thiel'schen Bekannten, in das nahegelegene Annaberg und sah daselbst, wie so manches Luxusstück von den reichen, wohlhabenden und lebenslustigen Bewohnern dieser Stadt gebraucht wurde, welches nur allein der Posamentierer verfertigen konnte. Er sah die goldenen und silbernen Borten, Schnüre und Fransen an den Pelzen, Barettten und Schauben (großen Strohhüten) der Männer und die gleichartigen Schnüre, sowie die mancherlei seidenen und mit Gold und Silber durchwirkten Bänder an den Kleidern des weiblichen Geschlechts.

„Wie, wenn du Annaberg oder Buchholz zu deinem Wohnorte erwählst?“ sprach unser junger Freund zu sich selbst, der handwerkskundige und unternehmende Jüngling mit dem praktischen Blick, „so würdest du, traun, treffliche Nahrung hier finden von der Verfertigung solcher Arbeiten. Hast du doch Manches gelernt, und wahrlich, du kannst noch weit bessere, weit schönere Arbeit liefern, wie sie es in Annaberg je zu sehen bekommen haben. Und wie schön wäre es, du fändest hier dein Brot! Du könntest immer in der Nähe derer leben, die dir in wenigen Stunden so lieb geworden sind; du könntest immer die vor Augen haben, deren Bild du für immer unauslöschlich im Herzen tragen wirst.“



Nooch 'n Feieroohnd.

Dr uhleidige Basenbinder.

Nachdruck
verboten.

Dr Zwaabach-Franz in Zachengrund
nährit sich vun Toge-Luh¹⁾
un war ne alte treie Haut,
doch fod'narm drzu.

Sei Stüw'l an dr Kaller-Ed',
Dos fand kaa Battelmaa;
trohdam hot alle Gahr dr Storch
e „Kleenes“ nei getra.²⁾

Jeds Tapple Plaz war do gezecht
vun Janster bis zur Tür.
Bei dare hatt' nach Feieroohnd
Dr Franz sei Standquartier.
Er band en'n starfn Strick dra' fest
zur Bas'nbinderei,
un — 's Donnerwatter mußt' dan hul'n,
Dar kam vun drauß'n rei.

Marisch gar e Kind — du Uhgeliä —
driem aus'n Nachbarhaus,
Dann pocht'r mit'n Basenstiel
ne Bud'l „orndlich“ aus.
Biel hot'r mit dar Basigkät³⁾
drwag'n net bezwaht;
se hoorn ne, weil'r schimpfen tat,
bluß desto mehr genacht. — —

Nu schickt amol de Baumann-Rees
ihren Gung zun Flaascher Bley
un spricht: „Lang' harwärts gleich amol
beim Franz dos Brief'l nei!“ —
Dr Boff macht fix sich uff de Baa,
hult seine Wurschtflaasch-Brief',
un giebt — wie's ihn gehaß'n war —
zum Zwaabach-Franz miet hie.

Raum reißt'r auf de Stüw'l-Tür,
baumelt e Bündel raus —
en'n Stad'n kriegt'r an sen'n Rup:
„Uuwieh!“ — schu reißt'r aus.
An Gass'l⁴⁾ driem beim Gartenzaun,
seht ar sei Tipp'l hie,
flescht, wos'r nār su flesch'n kaa,
wischt vun dr Hus' de Brief'.

Zum Glück kimmt aans in Gass'l rei
— ne Waber-Friß sei Fraa —
hot uff'n Teller Butter lieng',
de Kann' voll Milch — — fighblaa.
Die Fraa hot do e gruß Orbarm's,
un 's Boff'l heilt⁵⁾ drbei:
„Dos Brief'l soll zum Zwaabach-Franz —
se lossen mich net nei!“

„Gieh's har, mei armes Boff'l du,
ich schaff' dirsch salbercht nei! —
Amende macht de Finstrigkät
dich in dan Gang hie schei⁶⁾.“ — —
Schu is se nei ins Zwaabach-Haus;
Dr Gung giebt ängstlich miet,
hört, wie se mit dar Teller-Hand
de Stuhmtür rüberzieht.

Vordanz! schu hatt' se waß ihrn Traaf —
dos war dr Basenstiel!
Dar hatt' ne Teller gleich zerhaa —
klitsch, klatsch! wie dos bluß fiel!
Mei Gung dreht sich drschrocken um,
saust fix zum Gass'l nei:
„Na fiste,“ schreit'r, „dir is racht
mit deiner Halferei! —
Ich hatte mirsch doch gleich gedacht:
Die ward de „Dumme“ sei!
Nu frißt dar aah dei' „Butter“ noch
zur Basenbinderei!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Tageslohn. ²⁾ getragen. ³⁾ Bösartigkeit. ⁴⁾ Gäßchen.
⁵⁾ heult. ⁶⁾ scheu.

Mer soll kaa Zieg malken.

Von Bernh. Brückner, Leipzig.

(Fortsetzung und Schluß.)

Na, 'r ließ sich's ober net verdrießn, krabbel't wieder sachte
an dan Standbaam in de Höh und sträset dr Zieg noch amol
asu ganz sachte an Bauch hie. Harr, do hatt'r dos Tier oder
sei erscht verwarrt gemacht! Es jahlet net viel, do hätt se dan
ganzn Tup zertratn oder gar ne Halm de Lang aus'n Rup ge-
stußn. De Müß, die hatt das Bieft schu zermärscht. Die hing
uhm in dar Raf, wie a Waschhoder. Was nu machn?

Ize ging ne Halm sachte a Licht auf. 'r friegert bei dan
Rümfuranzn asu viel wag, doß sich de Zieg vor ihn färscht tat,
weil ar a „Mannsen“ war un kaa „Weibsen“. Doch dan Ding
war abgehälf'n!

Geschwind machet ar sich sachte aus'n Stall naus, nüber
ins Schloßkammerle. Dort, do hing allerhand Kläderzeig von
seiner Fraa. Fix wur sich ahgepußt: a alter, grü-weißer Rock,
a weißgesträfte Leimet-Gack un a blau-gefaßelts Ruptichel.
Nu stand'r do, wie su a Tanzgumfer. Bluß dar lange, schwarze
Bart, dar hing bis uff de Brust nieder. Dos haast, um de
Faa rüm, do passet die Geschiht noch schlacht. Entweder war'n
seine Hus'nbaa ze lang, oder ar hatt de klenste Nummer er-
wischt: dar Weibsenrock ging bluß runter bis in de Kniekahl.
„Na, es is egal,“ dacht mei Halm un ging aus ne Kämmerla
wieder rüber. „Dr Stall, dos is doch kaa Theater.“ (A Mas-
kenball wärs schu ehr gewaßn.) Na, vor dar Zieg, do brauchet
ar sich net ze schaame.

Die machet halt erscht gruze Lang, wie sich dos verschobene
Weib'n zu ihr hieseken tat. Doch ar drehet ihr immer mehr
ne Rücken zu — un do ging die Sach ganz sei. Dr Halm, dar
hot gemolken, bis ar bald drüber eigeschlofn is.

Uff amol — Donner un Bliß — ize kimmt drauß'n an dar
Gelock a Signal rei. — — — Schu wieder ääns! — Mei Halm
horchet auf. Waß dr Geier, do häret ar dan Eisenbahzug aah
schu uhm rei gedonert komme. Mei Halm auffspringe un mit
dan Milich-Tup zu dar Haustür nauslaufen, dos war ääns.
Wie a Licht frachtet'r de zwä Stange nieder un nahm Auf-
stelling — mit dan Milich-Tup in dr Hand un — mit dan
Weibsenzeig uffn Leib. Vor Schrad wußt ar gar nimmer, wu
ar war. Oder nu ging aus dan Eisenbahzug raus ein Geschrei
lus! De Manner klatschten in de Händ, die Weiber, die quiek-
ten gerode naus, wie se die schwarzbartige Ruptichel-Fraa
jah'n. 'ne vornahme Dame, die fiel gäleich vor Schrad von
Janster zerück, die dacht, es wär dr Teisl.

Endlich war dr Zug vorbe. Dr Halm trot mit sen'n Tup
dort wie ne Kalligwand. Uff amol kam'r wieder zu sich. Er
tat en'n Brüllerts, wie a wilder Ohs; dann frachtet'r dan Tup
hie, doß de Milich bis ans Heisl nüber sprizet, un riß dos ganze
bißl Weibselgelump von Leib runner.

„Verdamnte Wätschaft!“ jacht'r, un rannt in sei Heisl nei.
Wos ar zu seiner Fraa gemaant hot, wie die aham komme is,
dos waß ich net; oder dos waß ich ganz genau: De Zieg, die
hot'r nimmer gemolken.